Und nun läuteten die Glocken in wundervollen Harmonien, und festlich gekleidet strömten die Scharen, immer wieder einem Bekannten „Fröhliche Weihnachten" zurufend, den Kirchen zu.

Nun schwiegen die Glocken, langsam sank der Abend nieder und der Geist führte Skrooge in die Vorstadt, dorthin, wo die weniger Bemittelten wohnten. — Sie stiegen in einem Hause die Treppe hinauf und standen auf einmal in einem armen, aber reinlichen Zimmer. Skrooge sah gleich, es war die Wohnung seines Dieners Cratchit.

Cratchits Frau, in einem ärmlichen, zweimal gewendeten Kleid, schön aufgeputzt mit Bändern, die billig sind, aber für 10 Pfennig hübsch genug aussehen, stand im Zimmer und deckte den Tisch. Ihre Tochter Berlinda half ihr dabei, während der Sohn Peter mit der Gabel in eine auf dem Ofen brodelnde Schüssel von Kartoffeln stach, um zu sehen, ob sie gar gekocht seien. Jetzt kamen die zwei kleinen Cratchits, ein Mädchen und ein Knabe, hereingesprungen und schrien, sie hätten an des Bäckers Tür die Gans gerochen und gemußt, daß es die ihrige sei, und in freudigem Jubel tanzten sie um den Tisch.

„Wo bleibt nur der Vater und Tiny Tim, und Martha kam vorige Weihnachten auch eine halbe Stunde früher," sagte Frau Cratchit.

„Hier ist Martha, Mutter," antwortete ein Mädchen, zur Tür hineintretend.

„Und da kommt auch der Vater," riefen die beiden Knaben.

Jetzt schritt Bob Cratchit, der Vater, herein. Sein verkrüppeltes Söhnchen Tiny-Tim, der Schatz und die Sorge des Hauses, saß auf seiner Schulter. Der arme kleine Tiny Tim! Er trug eine kleine Krücke und seine Glieder wurden durch eiserne Schienen gestützt. Er wurde von der Schulter heruntergenommen. Man hörte jetzt seine kleine Krücke auf dem Fußboden und dann wurde er von seinem Bruder und der Schwester nach seinem Stuhl geführt, der neben dem Feuer stand.

Skrooge sah, wie sein Diener Bob Cratchit in einer Bowle aus Kognak und Zitronen eine heiße Mischung zubereitete und sie umrührte und wieder an das Feuer setzte, damit sie sich warm halten möge.

Peter Cratchit aber und die zwei sich überall befindenden kleinen Cratchits gingen, die Gans zu holen, mit der sie bald in feierlichem Zuge zurückkehrten.

Jetzt entstand ein solcher Lärm, als ob eine Gans der seltenste aller Vögel wäre. Ein schwarzer Schwan hätte nicht so viel Aufhebens gemacht. Frau Cratchit ließ die Bratenbrühe aufwallen; Peter schmorte die Kartoffeln mit unglaublichem Eifer; Miß Betta machte die Apfelsauce süß; Martha putzte die gewärmten Teller ab; Bob, Skrooges Diener, der Vater der Familie, trug Tiny Tim neben sich an eine behagliche Ecke am Tisch, die beiden kleinen Cratchits stellten die Stühle zurecht und nahmen ihren Posten ein, den Löffel in den Mund steckend, damit sie nicht nach Gans schrieen, ehe die Reihe an sie kam. Endlich wurde das Gericht aufgetragen und das Tischgebet gesprochen. Darauf folgte eine atemlose Pause, als Frau Cratchit das Vorschneidemesser langsam von der Spitze bis zum Heft betrachtend, sich zurecht machte, es der Gans in die Brust zu stoßen; aber wie sie es tat, und wie der lang erwartete Strom des Gefüllsels sich ergoß, ertönte ein freudiges Murmeln um den ganzen Tisch, und selbst Tiny-Tim, der Krüppel, durch die beiden kleinen Cratchits in Feuer gebracht, schlug mit dem Heft seines Messers auf den Tisch und rief mit seinem schwachen Stimmchen Hurra.

„Nie hat es so eine Gans gegeben, Frau," sagte Bob, „ich glaube nicht, daß jemals eine solche Gans gebraten worden ist." Ihre Zartheit und ihr Fett, ihre Größe und ihre Billigkeit waren der Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Sie ward verzehrt bis auf den letzten Knochen und auf die letzte Kastanie. Und als nun erst der in Rum flammende Pudding aufgetragen ward, da meinte Bob und seine ganze Tischgesellschaft mit ihm, er hatte das für das größte Kochkunststück, welches Frau Cratchit seit ihrer Heirat verrichtet habe. Und jeder Cratchit würde sich geschämt haben, anders zu denken.

Endlich waren sie mit dem Essen fertig. Man setzte sich um den Kamin. Der Gläservorrat der Familie wurde hervorgeholt, zwei Wassergläser und ein paar Milchkännchen ohne Henkel.

„Uns allen ein fröhliches Weihnachten," sagte der Vater.

„Gott segne uns allen und jeden," sagte Tiny-Tim, der letzte von allen. Er saß auf seinem kleinen Stuhle, dicht neben dem Vater. Dieser hielt seine schmale welke Hand und sah wehmütig in das blasse Gesichtchen, fürchtend, es möchte ihm bald genommen werden.

„Geist," sagte Skrooge mit einer Teilnahme, wie er sie noch nie gefühlt hatte, „sag mir, wird das Kind am Leben bleiben?"

„Ich sehe einen leeren Stuhl," antwortete der Geist, „in der Kaminecke und eine Krücke ohne ihren Besitzer sorgfältig aufbewahrt. Wenn die Zukunft diese Schatten nicht ändert, wird das Kind sterben."

„Nein, nein," sagte Skrooge, „laß es leben bleiben."

„Warum," sagte der Geist, „wenn es sterben muß, tue es es gleich und verringere die überflüssige Bevölkerung."

Skrooge senkte das Haupt, als er seine eigenen Worte zu hören bekam, die er zu den beiden Herren gesagt, die mit der Liste zu ihm gekommen, und fühlte sich von Reue und Schmerz überwältigt.

Plötzlich hörte er Bob Cratchits, seines Dieners Stimme: „Es lebe Mr. Skrooge, der Schöpfers dieses Festes," rief er.

„Der Schöpfer dieses Festes!" wahrhaftig! rief Frau Cratchit mit glühendem Gesicht. „Ich wollte, ich hätte ihn hier. Ich wollte ihm ein Stück von meiner Meinung zu kosten geben, und ich hoffe, sie würde ihm schmecken."

„Liebe Frau, denke, es ist Weihnachten, das Fest der Liebe," antwortete Bob.

„Freilich muß es Weihnachten sein", sagte sie, „wenn man auf die Gesundheit eines so niederträchtigen, geizigen, gefühllosen Menschen, wie Skrooge ist, trinken kann. Und du weißt es, Robert, daß er es ist, niemand weiß es besser als du."

„Liebe Frau," antwortete Bob mild, „es ist Weihnachten, das Fest der Liebe."

„Ich will auf seine Gesundheit trinken, dir und dem Feste zu Gefallen," sagte Frau Cratchit, „nicht meinetwegen. Möge er lange leben. Er wird heute sehr fröhlich sein und glücklich, der Geizhals, ich kann es mir denken."

Die Kinder tranken die Gesundheit nach ihr, aber man sah es, mit gleichem Widerstreben wie die Mutter. Es war das erste, was sie an diesem Abend ohne Herzlichkeit vornahmen. Tiny-Tim trank die Gesundheit zuletzt, aber er kgt es, als gäbe er keinen Pfifferling darum.

Skrooge war der Schrecken der Familie. Nur die Erwähnung seines Namens warf über alle einen düstern Schatten, der volle fünf Minuten brauchte, ehe er verschwunden war.

Wie aber dieser Schatten weg war, waren sie zehnmal lustiger als vorher, schon, weil sie Skrooge, den Schrecklichen, los waren. Bob Cratchit erzählte, wie er eine Stelle für Peter in Aussicht habe, die ihm ganze drei Mark wöchentlich einbringen werde. Die beiden Cratchits lachten fürchterlich bei dem Gedanken, Peter als Geschäftsmann zu sehen; und Peter selbst blickte gedankenvoll zwischen seinem großen Halskragen in das Feuer, als denke er nach, in welchen Aktien er wohl seine Ersparnisse anlegen würde, wenn er in Besitz dieser unglaublichen Summe käme. Martha, welche bei einer Putzmacherin Gehülfin war, erzählte ihnen, was für Arbeit sie jetzt habe und wie viel Stunden sie in der Saison arbeiten müsse und wie sie morgen früh auszuschlafen gedenke; denn morgen habe ich frei. Auch erzählte sie, wie sie vor einigen Tagen eine Gräfin und einen Lord gesehen, und daß der Lord fast so groß wie Peter sei, bei welchen Worten Peter seinen Hemdkragen so hoch in die Höhe zupfte, daß sein Kopf dazwischen verschwand. Während der ganzen Zeit gingen der Punsch und geröstete Kastanien rings um und dazwischen sang Tiny Tim mit seiner klagenden Stimme ein Lied von einem Kinde, das sich im Schnee verlaufen, und er sang es recht hübsch.

Güldene Brockensammlung.

Wir meinten in der letzten Nummer, es gäbe in den Dörfern der Kreise Neuß und Grevenbroich noch manche fromme Leserinnen, die sich für die Brockensammlung interessierten und auch gerne ihr ein Bröckchen zuwendeten. Sie hätten aber selten Gelegenheit und Zeit, nach Neuß zum Glockhammer zu kommen, um die Gaben dort an Schwester Salesia abzugeben. Wir baten darum, die betreffenden Leserinnen möchten die Gaben den Ordensschwestern ihres Ortes bringen, und diese die eingekommenen Gaben entweder nach Marienberg oder, wenn ihnen das mehr Freude macht, auch direkt an uns zu schicken.

Heute geht nun unsere Bitte noch etwas weiter. Keiner versteht das Betteln so gut, wie die braven Nönnchen. Nun haben die ja zu Hause vielfach noch eine gute Mutter oder Schwester, die an solchen Sammlungen Freude haben.

Wie schön wäre es, wenn die genannten Ordensfrauen sich nun einmal an diese Verwandten wenden würden. Sie bekämen sicher etwas. Um ihnen nun die Sache zu erleichtern, haben wir hier gleich einen Brief ihnen aufgesetzt, den sie vielleicht benutzen können.

„Lieb Vater, Mutter und Schwesterlein, — Eine Bitt hat an euch das Christkindlein. — Ich kenne in Köln einen alten Herrn, — Der sammelt seit Jahren für sein Leben gern — Für den Bonifatiusverein und die Diaspora. — Auch jetzt ist er wieder als Bettelmann da, — Will wieder der armen Gemeinden gedenken — Und sie mit schönen Monstranzen beschenken. — Drum stellt er das Ansinnen an alle Frommen, — Sie möchten bei dem Werk ihm zu Hülfe kommen. — Und was in alten Schubladen, Küsten und Truhen — Voll an silbernen und goldenen Schätzen ruhen, — Das alles möchte man gütigst ihm bringen, — Damit es bleibt durch des Goldschmieds Geschick — Als güldene Masse im Tiegel zurück: — Daraus dann zur Zierde im Heiligtume, — Dem höchsten Gute zur Ehre und Ruhme, — Der Monstranzen viele im Glanze erstehen, — Welch Freud müßt das sein, sie alle zu sehen! — Und wenn dran gar blitzte ein Diamant, — Das wäre erst über die Maßen brillant. — Drum gehet auch Ihr mal in unseren Hause — In diesen Tagen ein wenig auf Mause. — Ich weiß, es liegt dort noch manches verborgen, — Verwahrt wirds von einem zum anderen Morgen, — Es liegt da von einem ins andere Jahr, — Bis man nach dem Tode vielleicht noch ins Haar — Sich gerät über einen Ring und die Broschen, — Und wegen eines Kettchens macht einander Reprochen, — Niemand brauchts, weils ja aus der Mode. — Wie schön, wenn ihr es dem Himmelsbrode — Zum schönen Behälter, dem Sammler vermachtet, — Ich hoff, als einen Segen ihr es betrachtet — Für unser geliebtes väterlich Haus — Voll Freude zu geben die Sachen heraus. — Drum bitt ich euch kindlich, seht einmal nach, — Und schicket, was lang da wollt liegen brach, — Mir baldigst hierher, ich besorge es dann — Sofort an den Kölner Bettelmann. — Wie bescheiden auch ist eures Brückleins Name, — Mir sendets, es wird dann ein köstlicher Same, — Aus dem entsteht eine güldene Saat. — Frisch auf denn, ihr Lieben! Schreitet zur Tat! — Mit vielen auch betet in frommem Verein — Recht herzlich euer treues Töchterlein! — Klosterschwester N. N.

Aus Aachen 500 Mark.
Aus Köln 2 Goldstücke 20 Mark.
Aus Liebour ungenannt eine goldene Damenkette und 5 Mark, ein goldenes Kreuz mit Kette, ein silberner Reifen, 50 Pfg.
Aus Köln 6 silberne Medaillon und 1 Mark in Silber.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß 1 Ring und 1 Ohrring.
Ungenannt aus der Umgegend von Neuß 1 Brosche, 1 Paar Ohrringe, 1 Kreuzchen.
Ungenannt von Weißenberg 2 Fünfmarkstücke in Silber.
Ungenannt von Weißenberg 1 goldener Ring.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Das St. Quirinusblatt kostet durch die Post bezogen 30 Pfennig pro Quartal.

Nr. 44. Sonntag, 2. November. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 2. November: Hubert.
Montag, 3. November: Allerseelen.
Dienstag, 4. November: Karl.
Mittwoch, 5. November: Zacharias.
Donnerstag, 6. November: Leonhard.
Freitag, 7. November: Engelbert.
Samstag, 8. November: Gottfried.

Sonntagslesung.

Prüfung der Liebe.

Die kraftvolle Liebe bleibt fest in allen Versuchungen. Kämpfen wider alle Regungen des Bösen, die du in dir wahrnimmst, das ist das sicherste Wahrzeichen der Tugend, das ist das Ordensband des Verdienstes.

Wenn also gleichwohl allerhand fremde, nichtswerte Einbildungen deinen Kopf belagern, so beunruhige dich nicht, überzieh nur die Festung nicht, sei mannhaft, bleib deinem Vorsatze treu und halte dein Herz in der geraden Richtung zu Gott. So lange dein Wille sich gegen ungeordnete Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen wehrt, so lange hast du in den Augen Gottes nur gewonnen und nichts verloren.

Kämpfe wie ein tapfrer Streiter und wenn du manchmal aus Schwachheit zur Erde fällst, so steh wieder mutig auf und sammele im Aufstehen neue Kräfte, die die verlorenen reichlich einbringen; erwarte mit Zuversicht von Gott neue Gnaden, die dich mächtiger unterstützen, und bewahre dich sorglam vor eitler Selbstgefälligkeit und aller Hoffart.

Selbstgefälligkeit und Hoffart sind es, welche viele Menschen von Irrsal zu Irrsal treiben, sie vollends blind und ihre Blindheit nach und nach fast unheilbar machen. Hochmut kommt vor dem Fall. Dieser Sturz der Hochmütigen, die blind auf sich selbst bauen, sei dir eine Schule der Wachsamkeit und Demut, und in dieser Schule beharre du, bis ans Ende.

Thomas von Kempen III. 6.

Starke Liebe steht in Stürmen,
Wankt nicht vor des Feindes Tücke
Und ich bin ihr nicht im Unglück
Minder treuer, als im Glücke.

Das kirchliche Begräbnis.

I.

Vor längerer Zeit trafen wir in Freundeshause mit einem Juristen zusammen. Im Laufe der Unterhaltung kamen wir auch darauf zu sprechen, wie wichtig es sei, daß das herrliche gottesdienstliche Leben der Kirche dem Laien mehr zum Verständnis gebracht werde. Das erscheine um so wichtiger, als gerade dieses gottesdienstliche Leben eigentlich das Blut sei, woraus der Katholik das christliche Leben schöpfe und immer erneuere, der lebendige Katechismus, die lebendige biblische Geschichte, die nach den Schuljahren das auf den harten Bänken mit vieler Mühe Erlernte frisch erhalte. Auch unter den Gebildeten herrsche manchmal, meinte der Jurist, in dieser Beziehung große Unkenntnis und man müsse es ihnen so übel nicht nehmen, denn sie studierten eben keine Handpostille und auf dem Gymnasium könnten diese liturgischen Fragen nicht alle ausführlich behandelt werden. Sehr deutlich träte die Erscheinung bei einem Begräbnis zu Tage. Da ständen, so fuhr der Jurist fort, die Herren um den Sarg, der Priester kommt und besprengt denselben mit Weihwasser, betet mit den Ministranten, aber wenn man sich die Leidtragenden ansieht, wie sie in die Hüte blicken, einen Fuß nach dem anderen bewegen oder mit der ganzen Neugier eines Kindes in die ihnen fremde Situation hineinschauen, dann muß man gestehen, welch andere fromme und die Kirche hochschätzende Gesinnung würden all die Anwesenden haben, wenn ihnen die Schönheit und das Ergreifende dieses Ritus nur etwa zum Verständnis gebracht wäre. — So aber bleiben es für sie manchmal Zeremonien ohne Inhalt, es bleiben Formen und je weiter diese sich dann von den konventionellen weltlichen entfernen, um so mehr stoßen sie oft die Männer ab, anstatt sie, wie sie es könnten und sollten, anzuziehen . . . Ich führe nur, fuhr unser Jurist fort, diesen einen Punkt mit dem Begräbnis des Beispiels wegen an, in hundert anderen Fällen trifft dasselbe zu. Und gerade für Sie, lieber Freund, wäre das eine dankenswerte Aufgabe, solche Belehrungen zu bringen. Sie würden vielen einen Dienst damit erweisen. Unsere Leser können denken, daß wir mit Freuden diese Anregung aufgriffen, um so mehr, als die Wahrheit des Gesagten uns sehr wohl einleuchtete. Diesem Anlaß verdanken die folgenden Artikel ihre Entstehung.

Was geschieht mit der Leiche, ehe die Begräbnisfeier beginnt?

Wenn der Kranke verschieden ist, werden ihm zunächst die Augen und der Mund geschlossen, um dadurch einer häßlichen Entstellung vorzubeugen. Diese Handlung ist die erste, zwar stumme, aber um so ergreifendere Klage der Liebe, die da sagen will: Nie sehen die Deinigen dir mehr in dein liebendes Auge, nie hören sie ein Wort mehr aus deinem für immer verstummten Munde. Doch hat die Handlung auch eine sinnbildliche Bedeutung. Durch das Zudrücken der Augen soll daran erinnert werden, daß der Tod für den Christen nur ein Schlaf ist; und durch das Schließen des Mundes, daß die geistige Seele, die sich vor allem durch die Sprache offenbart, dem Leibe entrückt ist.

Einer uralten Sitte gemäß wird bald nach eingetretenem Tode der Leichnam gewaschen. So wird uns schon in der Apostelgeschichte von der Jüngerin Tabitha erzählt: „Es geschah in jenen Tagen, daß sie krank ward und starb; und nachdem man sie gewaschen hatte, legten sie selbe ins Obergemach. Das Abwaschen der Leiche ist nicht nur die letzte Ehre, die dem verlassenen Tempel des hl. Geistes gebührt, sondern auch eine Hinweisung, daß der Körper mit der durch die Buße gereinigten Seele in der Ewigkeit verherrlicht und verklärt werden möge. Man legt den Leichnam in gerader Linie auf den Rücken, so daß das Angesicht gegen den Himmel sieht, wohin ja auch einst der Leib, der vorauseilenden Seele nachfolgend, gelangen soll. In die über der Brust gefaltenen Hände gibt man dem Verstorbenen ein kleines Kreuz, denn es ist der Leichnam eines Christen, der auch im Tode nicht ohne das Kreuz Christi sein soll, das er im Leben im Herzen trug.

Sobald man die Leiche gewaschen und mit frischer Leinwand bekleidet hat, legt man sie auf ein reines Tuch und bedeckt sie dann mit einem anderen vollständig, auch das Gesicht. Auch das erinnert noch an die alte Sitte, da uns schon im Evangelium bei der Abnahme vom Kreuze erzählt wird: „Sie nahmen nun den Leichnam Jesu (vom Kreuze) und banden ihn in Leinen". — Dann stellt man neben die Leiche — und dies geschieht auch später, wenn man sie im Hausgang oder in einem anderen Raume aufgebahrt hat — ein Gefäß mit Weihwasser und ein brennendes Licht.

Die Kirche bedient sich fast bei allen ihren Gebräuchen und Andachtsübungen zur Hülfe der armen Seelen des Weihwassers.

„Gleichwie ein milder Regen", sagt ein Heiliger, „die von der Sonnenhitze ermattete Blume erfrischt, ebenso erquickt das fromm gebrauchte Weihwasser die im Fegfeuer leidenden armen Seelen". Darum hat der Gebrauch des Weihwassers bei den Leichen und an den Gräbern vorzüglich eine sinnbildliche Bedeutung. Wir verbinden mit dieser sinnreichen Zeremonie das Gebet, Gott möge die Seelen der Verstorbenen von ihren Fehlern und Strafen reinigen, er möge sie laben und erquicken in dem Schmachten nach seiner Anschauung. Gerade bei den Zeremonien der Kirche gilt auch das Wort des Herrn: Der Geist ist, der lebendig macht. Darum erbauen auch nur dann die schönen Zeremonien der Kirche, wenn man sie mit Andacht, Ruhe und einem feinen Anstand macht.

Das brennende Licht aber, welches man bei der Leiche aufstellt, sinnbildet Christum, das ewige Licht, das, wie es im Gebete heißt, den armen Seelen leuchten soll. Die brennende Kerze ist zugleich eine Mahnung für die Lebendigen, fleißig der armen Seelen zu gedenken. Ist die Kerze einmal angezündet, so brennt sie weiter, bis sie verzehrt ist. So soll auch die Liebe zu den armen Seelen in den Herzen der Hinterbliebenen brennen, bis diese Herzen selbst im Tode zu schlagen aufhören, und wie die Kerze sich selber auslöscht, so soll auch unser Gebet für die Dahingeschiedenen nicht ruhen, bis es den armen Seelen das Fegfeuer ausgelöscht und sie zur Anschauung Gottes zum Himmel getragen hat.

Was Abraham a Santa Clara vom Kriege sagt.

Zur Zeit, als der durch seine Eigenart berühmte Augustinermönch in Wien predigte, ward Oesterreich von den Türken schwer bedroht. Als echter Patriot schrieb er einen machtvollen Aufruf gegen den türkischen Erbfeind; es war ein kräftiger Weckruf zum Kampfe. Gleichwohl hat der vor 200 Jahren verstorbene Mönch am Kriege kein gutes Haar gelassen und Worte über den Krieg geschrieben, die sich auch in unseren Tagen vollauf bewahrheitet haben.

„Der Krieg", so sagt er, „ist eine Mutter alles Unheils. In Kriegen, wo Mars (der Kriegsgott) und Bellona (die Kriegsgöttin) Braut und Bräutigam werden, ist nichts, als Uebel zu finden. Zur Kriegszeit ist gar keine Fastnacht, aber lauter Aschermittwoch, weil alles in Asche gelegt wird. Zur Kriegszeit wird alles Vieh hinweggetrieben, nur das Elendtier bleibt im Land. Zur Kriegszeit wird der Acker verwüstet, dagegen der Gottesacker besät. Zur Kriegszeit wird alles Geld ausgeraubt, nur das Fersengeld bleibt selten aus. Zur Kriegszeit werden alle Lustgärten zerstört und bleibt nichts anderes stehen, als die Schwertlilie. Zur Kriegszeit haben die Leute wenig Brocken zu essen, aber harte Brocken genug zu schlucken. Zur Kriegszeit findet man die Häuser leer von Lebendigen, aber die Felder voll von Toten. Zur Kriegszeit ist die Wasserflucht in den Augen, die Schwindsucht im Beutel, die Dürrsucht im Leib, das Elend im Land und die Klag allerseits — zur Kriegszeit. Der früher mit stattlichen Pferden versehen gewesen, muß mit einem mageren Hausklepper sich begnügen. Wer früher seine Schuhe trug, geht im Kriege auf Holzpantoffeln. Wer früher an Wurst und Braten sich nur satt essen mochte, dem schmecken im Kriege Brot und Kartoffeln. Wer früher viel Treis (Getreide) hatte, ohne Leid, befindet sich im Kriege voller Leid ohne Treis. Wem früher der Rock zu eng wollt werden, dem wird er im Kriege viel zu weit. Wer früher in der Rauchkammer hängen sah die Schinken, sieht jetzt in ihr nur die eisernen Haken blinken. Wer früher nicht dick genug die Butter aufs Brot konnt schmieren, ist froh, kann er im Krieg es mit Marmelade verzieren. Wem früher kaum genügte der Rüdesheimer, dem schmeckt im Kriege der Pumpenheimer.

Ein Riesensperling.

Wir möchten heute ein Schreiben in Erinnerung bringen, daß seiner Zeit einmal dem Bonifatiusverein ein Missionar, der kurz an seine neue Stelle gekommen war, gesandt. Es ist mit ebensoviel Humor wie Kenntnis menschlichen Denkens und Tuns geschrieben. Wir teilen es unseren Lesern zugleich als eine kräftige Bitte für den St. Bonifatiusverein mit.

„Endlich", schreibt der Missionar, „hatte ich eine passende Wohnung gefunden, eine kleine Dachstube mit einem noch kleineren Dachkämmerchen. Nach einigen Tagen legte ich mich abends in mein eigenes Bett. Da fiel mir das Liedchen ein: „Unterm Dach juchhe, hat der Sperling seine Jungen" und ich summe so das Liedchen in stiller Mitternacht vor mich hin. Schäme dich, sagte ich mir selbst, wie kannst du lustig, während dein . . . . (nach dem Zusammenhange bedeuten die Punkte: Bett noch nicht bezahlt ist). Aber immer lag mir die Melodie im Ohre: „unterm Dach juchhe!" Auf einmal belebte sich alles vor meinen Augen. Vor mir stand der Bonifatius-Verein in der Gestalt eines riesigen Sperlings, der eifrig nach Futter suchte. Er pickte an die Fensterläden der Fürsten, Grafen und Barone. Oft wurde ihm, diesem hungrigen Riesensperling, aufgemacht, und wenn er aus dem Fenster herausflog, dann hörte man an seinem fröhlichen Zwitschern, es hatte ihm gut gegangen. Aber ebenso oft ließ man ihn nicht ein; man hörte sein Picken gar nicht vor dem Klirren der Gläser und dem munteren Lachen froher Gäste. Einmal sah ich sogar, natürlich in meiner Phantasie, einen gestrengen Herrn, der zwischen den Zähnen murmelte von „zudringlicher Art und Frechheit". Er griff nach seiner geladenen Vogelflinte und wollte das Fenster öffnen. Ich bekam Angst um den armen Spatzen. Er aber hatte die Absicht auch gemerkt und setzte sich gerade auf das Dach und zwitscherte. Und merkwürdiger Weise verstand ich ihn jetzt. „Um die Ecke kannst du nicht schießen, du geiziger Filz", zwitscherte er. „Warte nur, du sollst dich schämen vor deinen eigenen Dienern." Mit einem kräftigen Zwitschern erhob er sich und flog gegen das Fenster des Küchenmädchens. Auf den ersten Blick öffnete Katharina das Fenster und ließ den Riesensperling ein. „Nun bist du schon wieder da, du alter Hungerleider?" sagte sie in scherzendem Tone. Sie war gerade am frühstücken. Was ihr gereicht war, war gerade nicht zu viel für ein Mädchen im Wachsen. Allein, sie teilte es redlich mit ihrem alten Freunde. Aus ihrem Körperchen entnahm sie 5 Pfennige und gab sie dem Riesensperling. Sie sagte: „Ich verdiene jeden Tag 2 Groschen und unterstütze mit dem Lohne meine alte Mutter. Dieses Geld hatte ich behalten, um mir neue Schuhriemen zu kaufen, nimm es und bring es deinen Jungen."

Vom Kämmerchen des Küchenmädchens flog er, der große Spatz, an das Fenster der Knechtstube", und die „Knechte" teilten alles mit ihm, was sie entbehren konnten. Nur einer, der schiefe Jost mit der roten Nase, sagte den Sperling fort und brummte: „was die dem Lüling (Sperling) geben, dafür will ich einen halben Kümmel trinken."

Von da flog unser nimmersatter Spatz über einen kleinen Wald und kam zu einem großen Bauernhofe. Der Bauer stand in der Türe und überlegte mit dem Großknechte, was sie auf das Kleeland säen sollten. Er blickte in die Höhe und sah den großen Vogel und sagte zum Großknecht: „Sieh, da ist der Riesensperlich, der so viele Junge unter den Dächern hat, in der Mark, in Sachsen und was weiß ich, wo alle. Geh, miß ein Scheffel Weizen für ihn, miß aber gut, hörst du?"

Vor da flog er einem zwischen hundertjährigen Eichen verstecken Dörfchen zu. Um das Dörfchen herum und an den Wegen befanden sich viele Kreuze und Bildstöcke, die alle mit Blumen bekränzt waren. Der Spatz setzte sich vor das erste Haus und suchte, wie gewöhnlich, nach Futter. Der Bauer sah ihn und rief die Hausgenossen zusammen. „Seht mal da", sagte er, „was ein Spatz So'n großen habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Kennst du den Vogel, Eduard?" fragte er einen jungen Studenten, der seinen Onkel hier in den Ferien besuchte.

„Ob ich ihn kenne", sagte der Studio. „Kennt Ihr ihn nicht, Onkel? Dem könnt Ihr wohl tüchtig Futter streuen; der hat so viele Junge unter den Dächern, für die er sammeln muß, wenn sie ihm nicht verhungern sollen." „Nee, Männeken", meinte der Alte, „das kann nicht sein; wenn das so'n guter Vogel wäre, dann wüßte ich es auch. Unser Pastor hätte uns längst davon gesprochen, und der hat noch kein Sterbenswörtchen davon gesagt. Ks! ks! olle Lüling mak dik furt!"

Der Tausend, dachte ich, kann der alte Mann lügen! Der Pastor sollte noch nie vom Bonifatiusverein gepredigt haben? Unmöglich! der Alte lügt. —

Und die Moral von der Geschichte? Sollen wir auch sagen: „Ks, ks, olle Lüling mak dik furt?" Oder sollen wir ihn herbeilocken und sagen: „Komm, lieber Vogel, da hast du einen großen Brocken und trag ihn zum Bonifatiusverein und sag ihm, der ärmste Missionar müßte ihn haben!"

Nach der Allerseelennacht.

Still sind nun Klagen und Gebete
Die Friedhofstore all geschlossen
Kränz' und Blumen auf den Gräbern
Reich mit Tränentau begossen.
Trauernd sind sie heimgewandert
Die die Toten hier beweinet.
Ach, wer weiß, ob ihnen allen
Morgen noch die Sonne scheinet.
Tiefer senkt die Nacht sich nieder
Nach dem Allerseelentage
Auf die Hügel, die da bergen
Erdenglück und Erdenplage.
Mondlicht strahlt durch Wolken nieder,
Spielt mit Kreuzen und mit Steinen,
Auf den Wegen lichte Wesen
Hier und da und dort erscheinen.
Engel sind es, glanzumwoben,
Die von Grab zu Grab sich wenden,
Tragen goldene Gefäße
In den hocherhob'nen Händen.
Emsig sammeln in den Urnen

Sie von Blumen und von Kränzen
All die Tränen, die im Mondlicht
Hell wie Diamanten glänzen.
Auch die Seufzer und Gebete
Die noch weh'n um Gruft und Hügel,
Sammeln zart die Friedensengel
Auf die lichten, weiten Flügel.
Reich beladen mit den Schätzen
Heben sich die Himmelsboten
Bringen vor den Thron des Höchsten
All die Opfer für die Toten.
Gott zählt nun Gebet und Tränen
Sieht, daß viele noch da fehlen;
Doch die lieben Engel rufen:
Herr gib Ruh den armen Seelen,
Laß nicht länger sie noch leiden
Nach der Allerseelennacht;
Schenk auch denen dein Erbarmen,
An die niemand heut gedacht.

Eine merkwürdige Kur, den Jähzorn zu heilen.

In einem alten, vor 300 Jahren gedruckten Buche, steht ein interessantes Stückchen geschrieben. In Wien lebte ein Edelmann, der eine sehr eigensinnige Frau hatte. Lange suchte der Mann ihr den Jähzorn und die Launenhaftigkeit durch gütiges Zureden abzugewöhnen. Doch das war verlorene Liebesmüh. Im Gegenteil, seine Ruhe machte das nervöse Weibchen oft noch gereizter. Endlich wurde ihm die Geschichte denn doch zu arg und er erklärte ihr: „Da du für verständliche Worte nicht zugänglich bist, könnte ich es mit Schlägen an dir versuchen. Allein, ich mag auf solche rohe Weise nicht an dir zum Ritter werden. Jedoch steht mein Vorsatz fest, wenn du dein Verhalten nicht änderst und dich nicht besserst, tue ich dich bei meinen kleinen Freunden in die Schule." Die Frau wußte zuerst nicht, was mit den kleinen Freunden gemeint war, und ein neuer Zornesausbruch war die Folge dieser Worte. Da ergriff der Mann die Frau mit seinen starken Armen, wickelte sie in eine Decke, trug sie hinaus in den Wald und bettete sie auf ein Lager, das er schon längst dazu ausersehen hatte, nämlich auf einem mächtigen Ameisenhaufen. Da lernte nun die Frau die kleinen Freunde ihres Mannes kennen, und diese brachten sie bald dahin, daß sie unter demütigem Bitten Besserung versprach, worin sie auch redlich Wort hielt.

Für unsere feine, humane, gebildete Zeit ist das Mittel gewiß ein wenig grob — aber wer seinen Jähzorn nicht bekämpft, der legt sich selbst auf ein Ameisennest, denn die immer wiederkehrenden Aufregungen machen ihn zuletzt so zappelich und bei den kleinsten Vorkommnissen so aufgeregt, daß man den Eindruck hat, Ameisen krochen ihm über den ganzen Körper, quälten ihn und nähmen ihm jede Ruhe. Uebrigens hat ein berühmter Schulmann, Salzmann mit Namen, ein Büchlein über Erziehung der Jugend geschrieben und dasselbe Ameisenbüchlein genannt. Auch für manche Große, deren Umgang und Benehmen zu wünschen übrig läßt, könnte ein solches Ameisenbüchlein von Nutzen sein.

Streit und Versöhnung.

In einem Städtchen lebt seit manchem Jahr, — In Treu und Ehren froh ein gutes Ehepaar. — Gemeinsam trugen sie mit Mut und Würde — Des Lebens Freud und Last, wie Last und Bürde — So hielten sie zusamm'n in inn'gem Bunde. — Doch einmal kam für sie doch auch die Stunde, — Wo's klarste Wässerchen sich trüben sollte, — Weil man sich dieses Mal nun nicht verstehen wollte — Oktober wars, da hat beim Abendessen — Sich unser gutes Paar einmal im Zorn vergessen. — Um ihrem Manne ganz besonders gut zu sein — Kocht dieses Mal die Frau ganz extrafein — Sie bracht 'nen Braten, dessen holder Duft — Wie leckeres Parfüm durchzog die Luft. — Der Mann griff zu und meint dann voll Entzücken, — Wie solch Filet ihn köstlich tät erquicken, — Was? sagt die Frau, wie dumm bist du, Filet? — Das ist ein Stück der Lend von einem Reh. — Ein Reh? sagt drauf der Mann, zum Lachen, — Das kannst du Gecken weiß wohl machen. — Ich sollte Reh nicht kennen? Nach mancher Jagd — Ward mir als Waidmann das zurecht gemacht. — Wir Jäger ließen Reh dann gut uns munden, — Nach einer Jagd von sieben Tagesstunden. — Die Frau zog ernst die Stirne hoch und kraus — Und bracht' dann eifersüchtig bös heraus: — Was, du willst sagen mir, das sei kein Reh? — Daraus nun recht und klar ich wieder sch, — Wie wenig eure Weiber doch ihr Männer ehrt, — Nur, was 'ne Fremde kocht, hat für euch Wert, — Du meinst wohl gar, daß deine Frau am Ende — Aufs Kochen sich nicht einmal gut verstände — Da muß ich dir doch ganz ergebenst sagen: — Du tust nicht gut mit solchen dummen Klagen — Ein halbes Jahr bin ich im Kaiserhof gewesen — Hab alles da gelernt, was gut und auserlesen — Auch Hühner, Hasen, Reh, Fasanen zu bereiten — Das laß ich mir von dir nun nicht bestreiten. — Wenn übrigens dir das Essen nicht will schmecken — Dann geh an anderem Tische meinetwegen schlecken. — Hier stockt die gute Frau in ihrer Rede Lauf — Und nun der Mann im Zorne gleich darauf: — Was ist das für Geschwätz? Noch einmal sag ich dir, — Was ich hier esse, ich von einem gröss'ren Tier — Als einem Reh, man hat dir in dem Laden — Es bracht ja wohl auch niemand großen Schaden — Anstatt ein Lendenstück von einem Rehchen — Dir schelmisch mitgegeben dies saftige Filetchen! — Auch das noch gar, du hältst mich für so dumm — Und meinst, ich ließ mir still und stumm — Für Reh Filet gar in die Hände spielen? — Sag, kannst du auf der Jagd nicht besser zielen? — Dann laß dich lachen von den andern aus, — Denn dann bringst niemals du ein Bein nach Haus. — Im übrigen bin ich des Zankens mit dir satt. — Denn alles endlich doch 'ne Grenze hat. — Gut Nacht, bleib noch was sitzen beim Filet, — Doch sag ich dir, das ist das letzte Reh — Das ich dir brate, auch mein letztes Wort — Und damit ging sie unversöhnt vom Tische fort.

* * *

Drei Tage hat das Wetter über'm Haus gehangen — Und mit den beiden war auch gar nichts anzufangen. — Stumm stand man auf, stumm legte man sich nieder, — Der Morgen kam, der Abend kehrte wieder — Und immer grimmig stand des Zorns Komet — Und hinderte bei ihnen Gruß und Red. — Am dritten Tage aber war's dem Mann doch leid, — Er nutzte gleich der Morgenstunde Zeit, — Nahm bei der Hand die Frau und sprach zu ihr: — Nun jagen wir die Dummheit vor die Tür, — Ob Reh, Filet, das ist mir all egal, — Nicht länger daure der Mißstimmung Qual. — Vergib, wenn ich dir Leides hab getan — Und brate heute abend einen Hahn. — Du nimmst den Flügel, ich ein Bein. — Du fliegst, ich lauf, bald so zu zwein'n — Wir tragen weit den dummen Zorn davon, — Hier, den Versöhnungskuß zum Lohn. — Dem Fräulein wurd'n die Augen rot und feucht. — Da war denn die Versöhnung schnell und leicht. — Sie hat am Abend still statt einen Hahn — Ein Stück Filetchen in die Pfann getan. — Und unser Männchen lobte über's Bohnenlied, — Welch leckes Rehchen ihm sein Fräuchen briet.

Das letzte Ziel.

Aus der Mappe einer Dreiundachtzigjährigen.

Ich steh gebeugt an meinem Stabe — Und schaue rückwärts auf die Flur; — Dort vor mir bis zum off'nen Grabe — Sind es noch wenige Schritte nur. — Ich schau zurück auf all die Pfade, — Die ich durchirrt, durchwandelt hab; — Doch ach, wohl manche sind nicht grade — Und weichen oft vom Endziel ab. — Doch endlich hab ich es gefunden, — Auf schmalem, rauhen Dornenpfad — Hab ich mit Schmerz mich durchgewunden, — Ich bin am Ziel mit Gottes Gnad'. — Hier leg' ich nieder Stab und Schuhe — Im letzten Abendsonnenglanz; — Daß Gott mir schenkt die ewige Ruhe, — Freund, bete einen Rosenkranz.

Der Weihnachtsabend.

4) Eine Geistergeschichte nach Charles Dickens.

Drittes Kapitel.

Der zweite der drei Geister.

Stroogo erwachte mitten in einem tüchtigen Geschnarch und setzte sich in dem Bette in die Höhe, um seine Gedanken zu sammeln. Diesmal hatte niemand nötig, ihm zu sagen, daß es gerade Eins sei. Er fühlte, daß er gerade zu der rechten Zeit und zu dem ausdrücklichen Zwecke erwacht sei, eine Konferenz mit dem zweiten an ihn durch Jakob Marleys Vermittelung abgesandten Boten zu halten. Er wartete darauf, daß sich wieder die Bettgardinen zurückschlagen würden, aber sie taten es nicht. Statt dessen sah er sich, als die Glocke die Stunde verkündete, in einem Strome rötlichen Lichtes liegen. Der Gedanke gewann Oberhand, daß die Quelle dieses geisterhaften Lichtes wohl in dem anliegenden Zimmer zu suchen sein möge, aus dem es auch bei näherer Betrachtung zu strömen schien. Wie dieser Gedanke die Herrschaft über seine Seele bekommen hatte, stand er leise auf und schlürfte in den Pantoffeln nach der Tür.

In demselben Augenblick, wo sich Stroogo Hand auf den Drücker legte, rief ihn eine fremde Stimme beim Namen und hieß ihn eintreten.

Er gehorchte.

Es war sein eigenes Zimmer. Aber eine wundersame Umänderung war mit ihm vorgegangen. Wände und Decke waren mit grünen Zweigen bedeckt. Eine so gewaltige Flamme loderte die Esse heraus, wie kein Winter sie zu Marleys und Strooges Zeiten je gekannt und eine so behagliche Wärme strömte durch den Raum, daß selbst die Bilder an den Wänden sich daran zu erquicken schienen. Auf dem Fußboden waren zu einer Art von Thron Truthähne, Gänse, Wildbret, große Braten, Spanferkel, lange Reihen von Würsten, Pasteten, Plumpuddings, geröstete Kastanien, rotbackige Aepfel, appetitliche Birnen, allerlei Backwerk und siedende Punschbowlen aufgehäuft, die das Zimmer mit köstlichem Dufte erfüllten.

„Nur herein," rief der Geist, „ich bin der Geist der heutigen Weihnacht. Sieh mich an," sagte die Gestalt.

Stroogo tat es mit ehrfurchtsvollem Blick. Der Geist war in ein einfaches, tanngrünes Gewand, mit weißem Pelz verbrämt, gehüllt. Sein Haupt trug keine andere Bedeckung, als einen Kranz von Tannengrün, unter dem dunkelbraune Locken fesselllos auf die Schultern herniederrollten. Eine Lichtfackel trug er in der Hand, mit der er alles beleuchtete. Sein fröhliches Gesicht, sein glänzendes Auge, seine helle Stimme, alles sprach von Wohlwollen und glückbringendem Sinn.

„Du hast nie meinesgleichen vorher gesehen," rief der Geist.

„Niemals," entgegnete Stroogo.

„Und doch habe ich mehr als 1900 Brüder, von denen jeder zu Weihnachten gekommen, die Menschen glücklich und froh zu machen. Berühre mein Gewand," fuhr der Geist fort, „und komm mit mir."

Das Zimmer mit all seiner Herrlichkeit war verschwunden und sie standen in den Straßen der Stadt. Schnee lag auf den Wegen. Ein leichter Regen rieselte hernieder. Aber überall auf den Straßen war Bewegung und Leben. In den Läden hatten die Geflügelhändler, die Metzger, die Bäcker und Konditoren die Hände voll von Arbeit und aus den Spielwarengeschäften kamen die Leute heraus, beladen mit weißen Schimmeln, Wagen, Eisenbahnen, Baukasten und rannten draußen gegeneinander, aber sie schimpften nicht bei diesem Zusammenprall, sondern waren so froh und riefen einander „Fröhliche Weihnachten" zu.